

Wucht – Prunk – Kitsch: Elemente eines russischen Kriegerdenkmals

stration: In meiner menschenfreundlichen Stimmung bewunderte ich das sehr simple System, das bei der Bezahlung der Fahrtaxe auf den meisten Busstrecken Moskaus angewendet wird. Jeder Passagier reisst nämlich an einer Papierrolle einige Streifen ab und wirft sein Fahrgeld in eine offene Schachtel. Hat er kein Kleingeld, so nimmt er eben ein grösseres Geldstück und greift unbekümmert in die offene Geldkassette, um die Kopeken des Herausgeldes selber herauszuklauben. Kein Einzüger fährt im Wagen mit. Welch ein ehrliches Volk! Ein ehrliches Volk? Schon höre ich den Zweifler: Die bespitzeln sich doch gegenseitig, so dass sie selbst dann das Fahrgeld berappen, wenn ihnen ausnahmsweise kein Kommissar auf die Finger schaut.

Wer hat nun recht? Der Berichtstatter wird in der Ueberzeugung eine objektive Betrachtung zu schreiben, die eine oder andere Version wählen, je nach seiner innern Einstellung zu den Russen und nach seiner Ansicht, ob die Koexistenzparole ein Bluff sei oder die Möglichkeit einer Phase der Entspannung und einer freiheitlicheren Entwicklung in Russland in sich schliesse. Die Wahrheit? Vorsichtig herantasten, wenig behaupten. Vielleicht kommen wir mit dieser Methode wenigstens in ihren Vorhof.

Doch zur Busfahrt: Ich versuchte, nicht aufzufallen; riss einige Zettelchen von der Rolle und warf – um ja nicht als Betrüger abgeführt zu werden – sicherheitshalber einen vollen Rubel in die Geldkassette. Aber auch das schien nicht die richtige Geste gewesen zu sein, denn die Mitfahrer wechselten verstohlene Blicke. Sie hatten also den verlegenen Fahrgast heimlich beobachtet. Schliesslich stand ein etwa achtzehnjähriges Mädchen mit einem ausgesprochen «westlichen» Gesicht auf, mit einer schmalen Kopfform also, und ohne die kleinste Spur eines mongolischen Einschlags, der eben selbst bei vielen Russen der Moskauer Gegend andeutungsweise sichtbar wird. Das Mädchen holte mir aus der Schachtel 60 Kopeken zurück. Ich hatte offenbar den maximalen Fahrpreis weit überzahlt.

Die freundliche Hilfe bot einen Anknüpfungspunkt. Ich kramte in meinem spärlichen russischen Wortschatz: «Nicht Russe, Fremder, Schweizer.» Das Mädchen schien wie elektrisiert und antwortete – eine Szene übrigens, die sich bei fast jeder Begegnung mit einem jungen, aufgeweckt dreinblickenden Russen in dieser oder jener Form wiederholte – in einwandfreiem Französisch. Ja, sie kenne die

Schweiz, aus Büchern, ein glückliches Land, keine Rassenverfolgung.

Ich versuchte gleich den «Erfolg» des fernen Vaterlandes auszunützen, halb Kavalier, halb vorwitziger Reporter: Ob ich die junge Dame zum Nachtessen einladen oder gar in ihrem Familienkreis besuchen dürfe? Kühner Reporter-Wunsch, selten in echter Art verwirklicht: Randensuppe und Wodka bei einer russischen Familie daheim, beiläufig Wohnverhältnisse testen, Schulbücher anschauen, Familienbudgets nachrechnen. Das Mädchen überlegte. Ich spürte, dass es gerne weitergeplaudert hätte, mehr erfahren von der Schweiz, von Paris, von einer Welt, die es andeutungsweise aus seinen Büchern kannte und die so viel farbiger schien als der russische Alltag. Es zögerte. Dann schlug es in dem Buch, das auf seinen Knien lag, die letzte Seite auf und kritzelte einige Worte hinein. Aha, die Adresse; ich wähnte gewonnenes Spiel. – Aber es war keine Adresse: «Il faut faire attention, je suis juive.»

Dies war das einzige Mal auf meiner Reise, dass bei einer solchen Begegnung der Schatten der Geheimpolizei mehr war als ein blosses Schemen. Hier wurde er sichtbar: Ein Mensch hatte Angst. *Werner Geissberger*

Der Schnee gilt mir

Skizze von Hermann Burger

Schnee fällt, der erste Schnee, kranker nasser Schnee, weicher Schnee.

Erst hat es zu schneien begonnen. Aber er fällt kaum auf Jahresgrund, dieser Schnee. Es dauert noch lange, bis die Moose frieren. Alt und trüchtig ist der Himmel, wolframweiss der Nachmittag und hat zu leuchten aufgehört. Ich sitze auf einer Bank in einem Park am Rande irgend einer Innenstadt und lasse es schneien in mein Gesicht. Lasse mich fallen, wie Blätter fallen, Schneeflocken fallen; alles fällt. Auch Gesichter fallen, sinken zurück in die Erinnerung.

Die Türme der Stadt stehen schweigsamer, schwärzer zeichnen sich die Eichenkronen vor grauem Himmel ab. Kahle, glatte Stämme, die es in jedem Park geben muss am Rande einer Innenstadt. Hydranten und Telephonkabinen blicken ernsthafter in die Adventszeit. Drüben, im Spitalgarten, wird der matschige Rasen mit leichtem Verbandstoff ausgelegt. Zu dieser Zeit gibt es keine Geschichten, weil man sitzen muss, schwer sitzen und sinken und zusehen, wie es schneit. Das ist das schlimme: zusehen. Man wird älter davon. Irgendwo geht jetzt ein Mensch durch den Nachmittag und verliert seine Schritte hinter sich. Seine Spuren werden angeschnitten. Immer mehr Flocken, immer mehr Schnee, fällt, sinkt. Wir sind am Rande des Wintermärchens. Es gibt keine Geschichten zu diesem Kron-Augenblick, bloss weissliche Niederschläge von Erinnerungen, die auf der Zunge zergehen.

Ich lasse erzählen von den Flocken, die

das erste Mal fallen dieses Jahr aus aschgrauem Himmel und verkleiden die ausgewaschenen Häuser der Stadt. Es hat keinen Sinn, die Flocken zu zählen. Tausende sind es, abertausende, schon diesen Nachmittag. Zahlen! Wäre das eine Geschichte? Ich mache jeden Winder den Flocken das Fallen nach und werde in Städte geschneit, wo ich längst nicht mehr hingehöre. Aber das ist meine Adventsfreude.

Es schneit. Altgrau der Himmel, bisweilen wolframweiss, die Türme der Stadt schweigen und stehen gegen ihn. Es schneit vor die Kaufhäuser der Stadt und vor ihre Schaufenster, die schon erleuchtet sind, weil der Himmel plötzlich grau wurde. Einem kleinen Jungen auf die Nase schneit es, weil er sie noch in die Luft streckt, auf seine Hand schneit es, die eine warme Hand drückt. Es schneit vor den Friedhofsmauern, gegen die im Sommer sich die Liebespaare drücken, mondvergessen. Es schneit aus offenen Polstern in eine Stadt hinein. Städte haben Strassen, die verzweigen sich wie Bronchien der Lunge sich verzweigen. Strassen führen von innen nach aussen ins schalenlose Weichbild der Stadt. In plansicherem Koordinatennetz legen sie sich über die Villenquartiere. Aber Strassen verlieren ihre Namen, wenn es zum ersten Mal schneit, wie soll man sich da zurechtfinden?

Ich habe mir geschworen, heute nicht zu gehen, auf dieser Bank sitzen zu bleiben und es hineinschneien zu lassen in mich, weil ich früher oft gegangen bin, allzu-

oft. Und ich weiss, wohin das führt. Durch den spätherbstlichen Nachmittag strolchen, einen Schub schwarz-modrigen Laubes vor den Füssen, oder durch das erste Schneewetter streunen, frische Tritte setzen und immer neue Tritte in den Schnee, der schon krank ist! Nein.

Zusehen, wie es treibt.

Ich blicke hinüber zum Krematorium, das nicht arbeitet, aber umrisshaft steinschwer gegen den tief hängenden Himmel steht und den Schneefall. Nicht arbeitet, obwohl es Samstag ist. Die weit ausholenden Friedhofsanlagen verlieren sich hinter dem gequaderten Bau und hinter wetterfest grüssenden Tannengruppen, die sich, alle Jahre wieder, als Weihnachtsmänner verkleiden lassen. Etwas seltsam Theatrales weht herüber von der Krematoriumsanlage, ich denke an eine Bühne ausser Betrieb, wo in den leer stehenden Kulissen heraufbeschworene Geschichte flüstert. Fast hätte ich Lust, vorbeizuschauen. Krematoriumsanlagen sind jedermann zugänglich und zu jeder Zeit. Ein paar hundert Schritte über den frisch zugeschnittenen Rasen, Quartiersstrasse querüber, durchs schmiedeiserne Tor, am Gruss der Tannen vorbei. Doch nein, allzu morbide fallen solche Streifzüge aus, die nirgendswo enden, sei es denn im auswegslos gezirkelten Gedankengarten selbstischer Begräbniswünsche. Ich weiss, es gibt dort Obeliskens aus weissem Marmor. Sie frieren stärker, als Stein friert. Obeliskens mit fein verzweigter Aederung unter der Lasur. In die Erde geranzt stehen sie schief: Truggötzen heisser Länder. Schnee fällt auf die Grabsteine, aber zaghaft und in sanfter Mildtätigkeit gegen das kältere Material. Viel braucht es, bis die Kristalle in dieses Marmorbild einwilligen. Tastscheu setzen die Flocken über die Steinspargeln hinweg, und nur lose gestrickte Kappen haften an den Spitzpyramiden. Erst der Februarschnee wird diese Fremdkörper, und darunter die massivsten Quader, knietief stauchen.

Ich weiss, es gibt dort filigrane Kreuze mit ovalen Apothekerschildern. Sie bewachen verkalktes Gift und Hader unter dem Wurzelwerk der Gräber. Dieser Anblick ist noch erträglich. Auch dass die Grabhügel süß riechen, weil sie das Laub verdauen, und von diesem ersten Schnee nicht zum Schweigen gebracht werden. Ich würde daran riechen, gewiss, auch die halbprohen Spiegeleier zwischen den gezuckerten Buchshecken kämen mir in den Sinn. Nur eines ertrage ich nicht: das Grinsen hinter der Bühne. Die weiss gekälkte Mauer mit den Feuerleitern, die in den Schnürboden steigen. Diesen Herbst war es, glaube ich, als ich einmal die Urnenhallen umging und dem Kuppelbau in den Rücken trat. Der Himmel war wässrig blau,

Wolkenfetzen trieben ostwärts, kerzengerade stieg der Rauch. Ich setzte mich an das grün geflieste Bassin, vor dem der Bau rückseitig lagert, und starrte ins plexigrüne Wasser. Zu beiden Seiten standen mannshohe Taxushecken, zimtrote Wege umrahmten das knöcheltiefe Bassin. Hinter meinem Rücken sprang ein Wasser. Die Sonne zeigte sich flüchtig, dieser traumfremde Raum schien nur angeleuchtet wie ein Gewächshaus von innen.

Da grinste der Bau.

Er grinste vor sich hin ins Wasser.

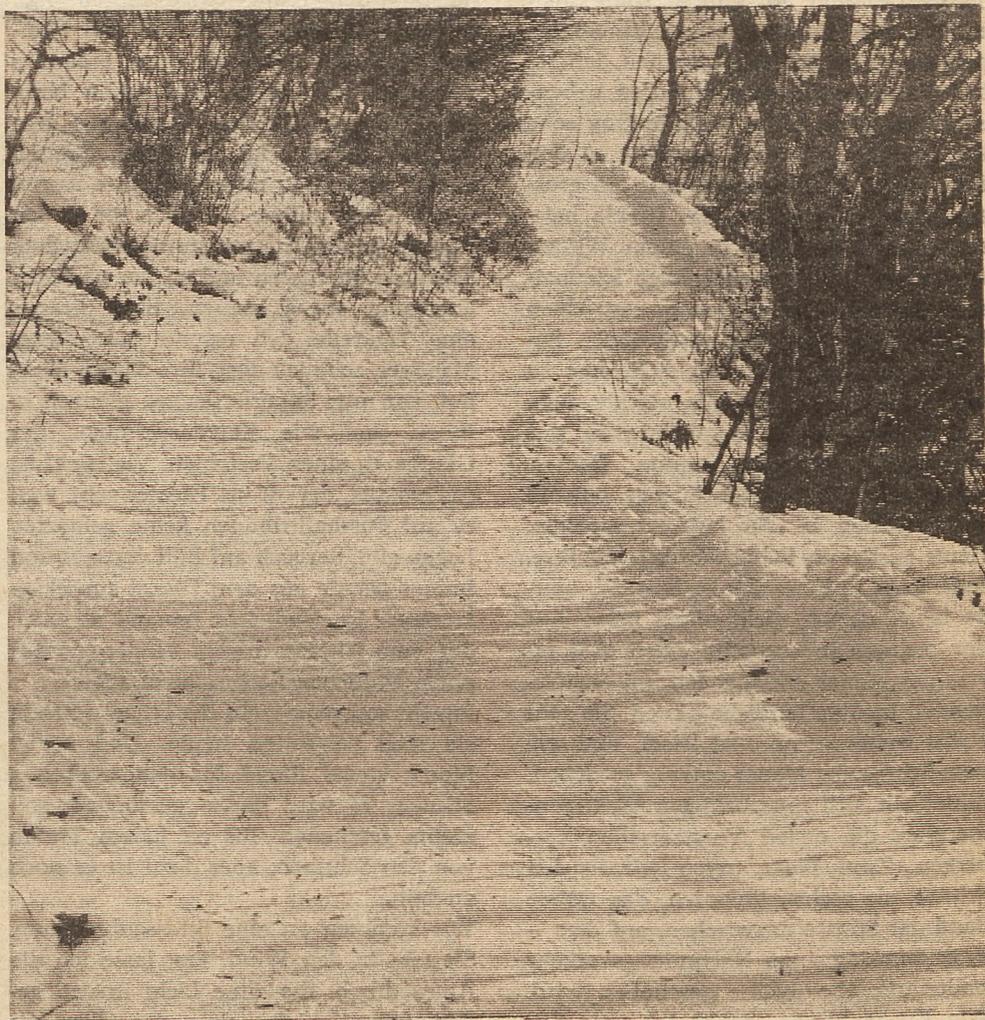
Er grinste unmerklich wie ein breit lagernder Buddha. Und ich erschrak, weil dieser Raum zu eng war für Geheimnisse. Ich erschrak, wie als ich das erste Mal hinter eine Bühne sah. Ich erschrak, wie als ich unvorbereitet eine Ziehharmonika öffnete und es laut schnaufen hörte. Aus Träumen kann man, darf man erwachen, nicht aber aus Räumen, die ein Geheimnis grinsend verwalten.

Es wird kühler. Aber noch steigt mir die Kälte nicht in die Glieder. Durch den dichten Flockenvorhang blinzelt das Krematorium herüber. Auf meinen Schuhen bilden sich Pelzinselchen. Von der Stadt tönt gedämpfter Verkehr herauf. Das Zischen einer Fontäne. Dort wird der Schnee zu grauem Matsch gefahren.

Die Leute stauen sich vor den Kaufhäusern. Hie und da auch vereinzelt Pfiffe der Rangierer von Osten her, wo die Wolken noch grauer hängen.

Im Güterbahnhof wird es schneien.

Die Signale wartend mit verschränkten Armen. Schnee vielleicht zwischen den Gleisdreiecken wie ein Triangel aus Pfeifenrisplern. Schnee vielleicht, eine einzelne Flocke, auf dem kaltklebrigen Teller eines Puffers. Schneeflocken tanzen den heranbrausenden Stirnen der Lokomotiven entgegen. Kein Schnee vor Tunnelportalen. Flockentanz um die Sichtscheiben der Stellwerke. Die Stimme aus dem Lautsprecher schluckt ein Loch durch das Gestöber. Güterzüge rappeln über das Gleisfeld. Schnellzüge warten. Die Kälte beginnt jetzt in den Adern zu schmerzen, natürlich bloss ein leichtes Aetzen, wir stecken ja noch nicht im Winter drin. Trotzdem beginne ich nun zu gehen, in Gedanken nur, versteht sich. Der Schnee ist zu neu, als dass ich ihn austreten könnte Schritt vor Schritt. Das ist meine Adventsfreude, die Gedanken wandern zu lassen, obwohl ihre Spuren tiefer sitzen, als die von Tritten, und manchen Himmel voll Schnee brauchte es, sie nur halbwegs anzuschneien. Spuren, Erinnerungen haben weibliche Sohlengrössen. Weit zurück erkenne ich die Spuren eines Ganges, der hinausführt aus dem Park, worin ich jetzt sitze mit



hochgeschlagenem Mantelkragen, über die mollige Wiese und am Krematorium vorbei führt er bis in eine Allee. Es sind meine Abdrücke, zweifelsohne, kaum kleiner als die, die ich heute von mir geben würde, aber ungleichmässiger gesetzt. Ich hatte zu grosse Füsse, damals. In eine Allee also sehe ich die Tritte einbiegen, von wo aus man im Spätherbst durch die zum Horizont sich verjüngenden Baumkronen das Meer erblicken könnte. Ich gehe, lasse mir die Flocken vors Gesicht treiben, setze meine Schritte wahllos vor die Füsse und verliere frisch schneebackene Schalen hinter mir. Aber nichts will sich darein reimen, der Schnee ist zu flauschig. Früher, wenn ich durch den schweren Februarschnee stapfte, sammelte ich hinter mir her die Blaken, die sich von der Profilsohle lösten, und ass die dicken Schweizerkreuze heraus. Den Schuhen zuliebe. Ich liebte Schuhe, vor allem Winterschuhe. Meine hatten rote Schnürsenkel und am linken Rist einen Goldzahn. Später zwei, als ich sie mit eigens erspartem Geld zum Schuhflicker brachte. Ich muss aber weiter zurück denken, an frühere Schuhe, bis sie immer schwerer werden, unförmiger, bootsmässiger, und ich sehe mich auf einer Bank, auf einer jener niedlichen, immer blank geseiften Schuhbänke in Kinderheimen. Draussen wird schon angeschnallt. Wichsdunkel ist es im Schuhkastenvorraum. Ich mühe mich an den Nesteln ab. Einmal sollte man endlich das Schnüren lernen. Kinder gehen, bevor sie schnüren können. Ich sehe zwei ungleichgrosse Schlaufen, nebeneinander. Aber keine Verknüpfung sehe ich, so sehr mir auch das Blut in den Kopf steigt. Vielleicht hat mir ein grosses Mädchen geholfen, das Ursula heissen könnte. Das war in einem Winter. Aber noch weiter zurück folge ich meinen Schuhen bis zu jenen gestrickten Pantöffelchen, die, mit wollweissen Puscheln verziert, noch keinen Schnee zu spüren bekamen. Damals steckte man den Daumen in den Mund für alles, was man nicht begreifen konnte. Damals stand man auf sicheren Füßen, obwohl die Beinchen in die Luft strampelten. Heute leisten die Schuhfabriken das ihre. Indem ich so hineindenke in mich, merke ich, dass ich nicht allein gehe. Auf der rechten Strassenseite spielt sich etwas der Mauer entlang. Ich bin ein Gehender, ja, aber ich gehe hinten. Sie geht etwas weiter vorne, viel leiser, und wie vom Schnee der Mauer entlang getrieben, hinter der sich mit zornigem Wohnzimerblick die ersten Vorstadtvillen verbergen. Zwei Wege treten wir in den Schnee, sie rechts, links ich, das weisse Band der Strasse dazwischen, auf dem — es ist Samstag — der Nachmittagsverkehr stadtwärts, abendwärts geschoben wird. Wie Kuchenbleche, denke ich, wie Ku-

chenbleche. Es schneit trocken weil. Wo der Schnee unter den Rädern zerrieben wird, glänzen fettschwarz die Asphaltspuren. So trocken schneit es, dass sie das blonde Haar offen trägt, offen und lang über die Pelzstola des etruskfarbenen Mantels. Sie geht frei aus den Hüften. Vielleicht kommt sie gerade vom Einkaufen. Nicht Weihnachtseinkäufe, da gibt es wichtigere Besorgungen für den Abend zu machen. Man denkt immer, es ist Weihnachten, wenn's das erste Mal stobert. Es braucht noch viel, bis der Schnee haften bleibt.

Sie geht vor mir mit offenem Mantel und trägt das Haar offen, weil es erst diesen Nachmittag angefangen hat zu schneien und sehr trocken. Sie heisst Brigitte, was weiss ich, Denise, oder gar Beatrice? Spielt keine Rolle, die Strassen verlieren ja auch ihre Namen bei diesem Schneegestöber, irgend ein Mädchen, das dir im späten Nachmittag begegnet, weil du gehst, zufällig, deine Schritte zu verlieren. Aber was heisst begegnen. Ich gehe ja hinter ihr und werde immer hinter ihnen gehen, sie geht vorne, und nur die Schneeflocken, die ihren Atem streifen, fallen vielleicht bis in die Strassenmitte. Es wäre schon viel, sehr viel, einen solchen Kristall aufzuheben, ganz nahe vor die Augen ihn zu halten und zu beobachten, wie er auf dem Handteller zerschmilzt. So aber folge ich dem Gelübde ihrer Lippen, das sie vor sich her trägt dem Winter entgegen, ich folge ihren Gedanken, die bei Tee und Mandelgebäck sind, was sie ihrer Freundin vorsetzen wird, aber bald schon beim Kleid, das sie für den Abend aus dem Schrank hängt. Hat sie einen Freund ausser mir? Dazu müsste ich ihre Augen sehen. Dazu müsste ich mich ihr in den Rücken spielen, sie mit sturmesähnlichen Schritten überholen und an der nächsten Kreuzung etwas suchen. Eine Strasse, eine Zigarette. Ich erspare mir dieses Manöver, sehe ich doch ihre Augen überhell vor mir: Silberlöffelchen glänzen in ihnen und wie Kerzenschimmer der Glaube an einen Verlobten. Vielleicht ist das jemand, der oft ins Theater geht, weil es auf Fussballtribünen keine geheizten Logen gibt, der sich auf Böll versteht und immer gerade aus dem Dienst zurückgekommen ist. Vielleicht jemand wie ich, der vom Theater nichts versteht, dafür einen leidlichen Rechtsausen abgibt. Engeln soll man nicht die Flügel stutzen, sie sind so selten heute. Und soviel Blond, soviel Blond für den trockenen Schnee. Es wird nichts geschehen, soll nichts geschehen. Bis zu jenem Traum von den Schuhen, aber dazu ist es noch zu früh.

Wir kommen an eine Strassenkreuzung. Sie tritt in den Wind. Erst lasse ich die Autos durch, die ohne Licht in den gedämpften Verkehr einspuren. Ein Bus

singt vorbei. Busse rollen im Winter auf leisen Reifen. Sie sind elektrische Weihnachtsmänner mit grossglasigen Schneestirnen und verneinenden Zeigefingern. Erst wenn die Strasse wieder leer ist, fällt der Schnee von neuem ein, und ich gehe querüber. Dann klaube ich eine jener Zigaretten hervor, die ich vorletzten Herbst bei einem Theaterbesuch zu rauchen mir angewöhnte. Der hellblauen Packung wegen. Lungenzüge noch nie. Es ist eine Art aromatischer Nihilismus, was ich da betreibe.

Ja, hin und wieder singt ein Bus an uns vorbei, stadteinwärts. Wir verlassen jetzt den Platz, von wo die Strassen sich ungetauft verzweigen. Die Quartiere werden weisser, stiller, streng geometrisch ordnen sich die Gärten. Hier aussen schneit es etwas dichter, aber auch trockener. Die Ausfallstrassen sind breit wie in der Innenstadt. Topfeben, da wir uns möglicherweise auf der obersten Terrasse eines zungenartig abfallenden Reliefs befinden, verlaufen sie geradeaus. Die Querstrassen rastern in mechanischen Abständen ein. So wird es kommen, dass der Winter hier wilder treibt, dass es stärker und nach mehr Schnee riecht, dass ich sicher bin, es wird noch bis in den Abend schneien und in die Nacht hinein. Wenn die Taxen vor dem Theater lagern, schneit es immer noch.

In den quer gezogenen Strassen, die nur von niedersten Gartenpforten bewacht werden, gibt es eingeklemmte Lehrfahrzeuge, Bienen in den Winterwaben. Von oben gesehen müssen sie wie schwere, auf der Bauchseite verwundete Tiere zu lesen sein, die von der Peripherie an die Innenstadt herankriechen. Die Reifen spuren profilierte Spitzbogen aus dem weissen Pulver. Durch die beschlagenen Seitenfenster werden Fahrlehrer sichtbar, die sich übers Lehnpolster rückwärtsbeugen. Abstehende Motoren, fehl angesetzte Lenkradübungen erstarren zu Momentaufnahmen. Dann hört man das Schnaufen der überlasteten Scheibenwischer. Sie biegt jetzt in einen birkenbestandenen Privatweg ein, dessen Ziel, wie das Ziel aller Privatwege, Villen sind mit Doppelgaragen und angeketteten Marschhunden. Einen Augenblick lang zögere ich sicher, ob ich ihr nicht nachstelle mit weichen Schritten. Ich begnüge mich dann aber, ein Spiel Karten — nur in Gedanken, versteht sich — hinter ihren Füssen zu legen, und wenn das Herzas kommt, jedes Spiel hat ein Herzas, es wie eine Blutspur im Schnee zu verwischen. Gehe, sage ich mir, weiter. Meide diesen Birkenweg, die Birke ist ein kalter Baum. Meide die Zeichen ihres Ganges, soviel Blond erträgst du nicht, willst du nicht ertragen. Weiter sage ich mir: suche den Rand dieser Stadt, die äusserste Schneerinde, wo deine Gefühle restlos verwintern. Ich ertrage sie nicht diese



Photos: H. Hunziker

Gefühle, immer diese Gefühle, ich ertrage sie nicht die Gefühle. Gefühle tragen heisst, das Gesicht einsinken zu lassen bis es abgezinkt verwittert. Aber ich spüre noch nicht, dass der Schnee mir gilt, dass es nicht reicht, diesen Weg mit Birken zu meiden, unter denen sie ein Gelübde vor den Lippen trägt, und die verästelten Zweige tragen es mit ihr. Was will ich ihre Lippen meiden, die wie zwei weiche Stempelkissen jene Schneeflocken anfeuchten, die mir gelten? Es genügt nicht, den Blick ihres Wohnzimmerfensters zu meiden, der mich auch ausserhalb des Parkes trifft. Es ist schon schwer, im Winter ein Wohnzimmerfenster zu ertragen hinter dem bald das Licht angedreht wird. Sie kann beruhigt sein, ich berühre keine Kugel ihres vorweihnächtlichen Glückes. Sie sind gut gedreht und golden hängen sie in ihre Handteller. Und golden glänzt ihres, ihr Engelhaar unter der Bürstenmassage. Ich folge nurmehr Billiardkugeln, weissen Bällen, die auf Marmorplatten, weiss mit Filz bespannt, abrollen. Und zu stehen kommen, einmal, aber am Rande. Trotzdem denke, wie ich die Weggabelung hinter mir lasse, ich eine Weile an Festlichkeit. An silberne

Saxophonklappen, die mit weissen Polstern den Schnee drücken, an Nägel, die in weisse Korkplatten geschlagen werden.

Den Rand der Stadt erreiche ich ohne besondere Mühe, indem ich zehn zwölf Querstrassen des Quartiers achtlos überspiele. Zugleich aber erreiche ich den Rand des Nachmittags und die unverdaute Rinde der Weltgeschichte. Die letzten Häuser der Stadt grenzen wie aktuelle Daten an einen brach liegenden Raum, und man glaubt ihnen nicht recht, dass sie unbedingt stehen müssen. Die Innenstadt, das ist was anderes, sie gehört zum Verdauungsapparat.

Ich blicke über die leeren Felder zu den Waldrändern hin. Dämlicherweise hat es zu schneien aufgehört. Bauzone, leere Bauzone sehe ich bis hinüber zum Forst. Der Schnee liegt nur risttief, aber es wird heute nochmals schneien. Wenn man genau hinsieht, entdeckt man die Spuren von Tieren, vielleicht diejenigen eines Menschen. Ich sehe nicht genau hin, nur die Zonen sehe ich, die Zonen. Jede Stadt hat eine Mauer, in Form einer Rinde, in Form von Zonen. Zonen, die drahtlos miteinander verhandeln. Wenn es wieder zu schneien anfänge, wären es Felder,

Wachtelwiesen, und hinter dem Flockenschleier die Wälder wären stumme Urahnen. So aber der Schneefall aussetzt für kurze Zeit — Telegraphenstangen benützen solche Momente, ihre Abstände auszurichten — stehe ich am Rande von Zonen und würde nie eine Bauzone betreten, auch wenn kein Stacheldraht gespannt ist.

Es ist jetzt die Zeit gekommen für den Traum, indem ich gehe ohne Schuhe und ohne Fussbekleidung durch eine Winterlandschaft. In meiner Heimatgegend wandere ich mit einem Freund über Moränen. Ich weiss, dass es sehr kalt ist, trotzdem friere ich keineswegs an den Füssen, nicht einmal die Körnung des Pulvers spüre ich unter den Zehen. Wir kommen von weit her und haben dies und jenes besprochen, wie es so üblich ist während gemeinsamen Gängen. Wie wir nun in die Nähe meines Heimatortes gelangen, erblicke ich am Rande des Pfades einen blühenden Strauch. Es könnte Seidelbast gewesen sein oder Teerosen, ein höchst befremdliches Gewächs jedenfalls, das mir grosse Freude bereitet. Ich nicke dem Strauch lächelnd zu, mein Freund hat ihn auch bemerkt, blickt aber unentwegt geradeaus, als wollte er mich nicht stören bei mir wichtigen Gebärden. Ich beuge mich zu dem Busch hin und stelle meine Schuhe, die ich bei mir getragen habe, zu seinen Füssen. Darauf wandeln wir weiter, eine Art Religionsberg hinunter, ich fühle mich sehr heiter und beschwingt. Die Sonne steht im Zenith. Ein Gefühl von Heimwärtsziehen wird das Ende des Traumes gewesen sein.

Mir ist die Kälte jetzt doch unter den Mantel gekrochen. Die Schneedeltas auf den Schuhspitzen wachsen. Im Parklein ist es grauer geworden. Das Krematorium blinzelt durch den schrägen Schneefall herüber, unten in der Bibliothek mussten sie bereits das Licht einschalten. Ich weiss heute, dass der erste Schnee mir gilt. Das Ende jenes Ganges, den ich tat meinen Abdrücken folgend bis an den Rand der Stadt, bleibt ungewiss. Zu lange habe ich Schnee gegessen, um noch etwas anderes registrieren zu können als meine Kälte und mich selber. Es wird ein Heimweg gewesen sein, denke ich, wie andere mehr; mit Stadtbussen, die einen überholen, mit Verszeilen vor den Lippen, die staniolleicht abblättern.

In die Bibliothek hinuntersitzen, jetzt noch, hat keinen Sinn, man kann den Geist nicht auf Abruf konsumieren. Gehe ich also nach Hause in eines jener Häuser, gut gehaltene Häuser sind es, wo Studenten bei ihren Verwandten wohnen dürfen. Es wird noch eine Weile dauern, bis das Zimmer dunkel wird und weiss die Flocken vor den Scheiben. Der Schnee gilt mir, ich werde das abendfüllende Programm des ersten Schneesturmes nicht versäumen.